

# MAN DARF SICH NICHT EINSCHÜCHTERN LASSEN

**ELISA KLAPHECK** im Gespräch mit Ralf Lilienthal



**Ralf Lilienthal** | Frau Klapheck, Sie sind eine von zurzeit vier deutschen Rabbinerinnen – war dieser Weg bereits in Ihrem Elternhaus veranlagt?

**Elisa Klapheck** | Mein jüngerer Bruder und ich sind Kinder einer jüdischen Mutter und eines nichtjüdischen Vaters. Wir haben die Gottesdienste der jüdischen Feiertage besucht und gemacht, was zu machen war – aber wir sind nicht wirklich religiös erzogen worden. Als Jugendliche war ich sogar Atheistin und wollte aus der jüdischen Gemeinde austreten. Es war mein Vater, der das nicht zuließ: «Dein Großvater wurde in Auschwitz umgebracht, weil er Jude war. Du kannst nicht einfach aussteigen. **Wenn dir etwas am Judentum nicht gefällt, musst du es von innen heraus ändern.**» Heute verstehe ich, was er damals gemeint hat.

**RL** | Beruflich waren Sie ganz in der «Moderne» angekommen. Sie haben Politologie studiert, waren Mitarbeiterin der *taz* und scheinbar weit weg von einer religiösen Gemeinschaft, deren Geschichte und Kultus über zweitausend Jahre zurück reicht.

**EK** | Es gab zwei parallele Entwicklungen. Schon im Studium war ich immer irgendwie getrieben. Etwas fehlte. Ich habe es neben der Politologie auch mit Jura versucht, mit Philosophie, Geschichte, Anthropologie. Jedes Mal musste ich feststellen, dass Politologie die richtige Wahl war. Aber was ich gelernt habe, konnte ich nicht richtig anwenden. Keine der Theorien und Schulen bot mir ein geistiges Fundament, auf dem ich eigenständig weiterdenken konnte. Daneben gab es etwas, was ich während meiner Hamburger Studienzeit zunächst mit drei jüdischen Freundinnen begonnen habe. Wir lasen spaßeshalber die Bibel auf Hebräisch. Keine von uns war religiös, aber wir deuteten aus unserer persönlichen Sicht und mit größtem Ernst die biblischen Texte. Auch später, alleine, während ich für die *taz* arbeitete, habe ich mein Studium der Hebräischen Bibel – «meinen Schabbat» – Woche für Woche fortgeführt. Als Journalistin dagegen habe ich ganz bewusst «jüdische Themen» vermieden. Ich habe klargemacht, dass Antisemitismus und Gedenkveranstaltungen zur *Schoa* das Thema der nichtjüdischen Redakteure sein müsste und nicht auf mich als Alibi-Jüdin abgewälzt werden dürfte. Meine Sache waren die ausländischen Minderheiten, die Immigranten und Asylbewerber. Deren Stimmen wollte ich zu Wort kommen lassen, nicht als «unterdrückte Opfer», sondern als aktive Bürger in einem demokratischen Staat. Das war kein leichtes Unterfangen. Bereits damals zeigten sich die Schattenseiten der multikulturellen Gesellschaft, während ich selbst an meinen Qualitäten als Journalistin zu zweifeln begann. Denn



statt kritische Distanz zu wahren, konnte ich eigentlich nur über Themen berichten, mit denen mich persönliches Interesse verband.

**RL** | Wann wurde aus dem «intellektuellen» Abenteuer des Bibelstudiums jenes Quentchen Mehr, das schließlich im Rabbinertum mündete – gab es einen Umschlagpunkt?

**EK** | Es gab Wegmarken. Schon von dem Moment an, als ich die Tora zu lesen begann, merkte ich, dass dabei etwas ganz Tiefes in mir angesprochen wurde – gleichgültig, ob das nun uralt-archaische Geschichten waren, gleichgültig auch, ob man daran «glauben» sollte oder nicht. Eine echte Demarkationslinie bildete der Begriff «Gott». Ich hatte mit Hilfe einer psychologisierenden Sprache lange Zeit vermieden, über «Gott» zu sprechen. Eines Tages habe ich dann zu jemandem gesagt: «Du bist im Dialog mit Gott!» Und als eine Freundin in einer familiären Angelegenheit meinen Rat suchte, sprach ich plötzlich über die Konflikte der Erzmütter Rachel und Lea und habe ihr damit wohl helfen können. Selbst in meine politischen *taz*-Kommentare mischten sich auf einmal Argumente aus dem Talmud. Ein entscheidendes Erlebnis hatte ich dann während eines Aufenthaltes in Israel. Ich war in einer Krise und fuhr dorthin, um herauszufinden, ob ich für immer nach Israel auswandern sollte. In der Zeit zwischen *Rosch Haschana* und *Jom Kippur* stand ich jeden Tag mit einer einzigen brennenden Frage an der Klagemauer: **«In welche Richtung soll sich mein Leben wenden?»** Nach *Jom Kippur* stand die Antwort klar und deutlich vor mir: «Geh zurück nach Deutschland. Deine Fragen stellen sich dort und werden sich nur dort beantworten.» Schon am Morgen nach meiner Rückkehr – ich war ohne Job und hatte gerade die große Krise hinter mir – wurde das Tor in die Zukunft weit aufgestoßen. Eine

Redakteurin der *Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung* rief an und bat mich dringend um eine Reportage über die Juden in Ostberlin. In Israel hatte ich kaum etwas von dem mitbekommen, was in Europa geschah, doch ihr Ton ließ mich aufhorchen. Ist etwas Besonderes geschehen? «Elisa, gestern ist die Mauer gefallen!» Ich begriff, dass ich mich von jetzt an als deutsche Jüdin und als emanzipierte Frau neu in meine Geschichte stellen würde. Ich wollte dazu beitragen, dass ein modernes, europäisches Judentum entsteht.

**RL** | Verrückte Choreographie! Was war das für ein Deutschland, für das Sie sich im November 1989 entschieden hatten?

**EK** | Das Motiv der Heimkehr nach Deutschland, dem Land, das durch die Nazizeit jedem Juden entfremdet ist, zieht sich durch mein ganzes Leben. Warum habe ich immer wieder so viel dran gesetzt, in Deutschland zu leben? Schließlich hatte ich mich schon früher bewusst für Deutschland entschieden. Einen Teil der Schulzeit hatte ich in den Niederlanden verbracht, dem Land, in das meine Großeltern geflüchtet waren und in dem meine Mutter geboren wurde. Später bin ich dann aber nach Hamburg gezogen, um dort zu studieren. Warum Deutschland? Durch die *Schoa* wird die Geschichte der deutschen Juden heute nur noch als Unheilsgeschichte gelesen. Innerlich weigerte ich mich, alles über den Haufen zu werfen. Die jüdischen Generationen vor der *Schoa* kannten und schätzten ein anderes Deutschland. Natürlich gab es die Pogrome im Mittelalter, aber da waren auch die großen jüdischen Gelehrtenschulen in Mainz, Speyer und Worms. Bis ins 20. Jahrhundert hinein bestand ein fruchtbarer Austausch zwischen Juden und Nichtjuden. Und immer gab es auch ein politisches Judentum. Im *Talmud* wird eine Religion beschrieben, die sich ►



## ELISA KLAPHECK |

1962 in Düsseldorf geboren, ist Rabbinerin des «Egalitären Minjan» der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt am Main. Bis vor kurzem war sie auch Rabbinerin einer jüdischen Gemeinde in Amsterdam. Ursprünglich studierte sie Politische Wissenschaft und Judaistik. Zunächst arbeitete sie mehrere Jahre als politische Journalistin für deutsche Tageszeitungen wie den Berliner «Tagesspiegel» und die «taz», später für Radio- und Fernsehsender. Von ihr erschienen sind u.a.: «Fräulein Rabbiner Jonas. Kann die Frau das rabbinische Amt bekleiden?» (Hentrich & Hentrich, Teetz 2000); «So bin ich Rabbinerin geworden. Jüdische Herausforderungen hier und jetzt» (Herder, Freiburg 2005).

- nicht «vom schmutzigen politischen Geschäft» abwendet, sondern umgekehrt eine tätige Ethik entwickelt, die konkret und dabei heiligend auf die niemals reine und heile politische Gegenwart einwirkt. Als ich das verstanden hatte, schloss sich der Kreis zwischen Politologie und Tora. Zugleich verlor ich meine Angst, als Jüdin zwangsläufig immer auch potenzielles Opfer zu sein. **Der Sinn von Religion ist, bestimmte ethische Standards durchzusetzen, mutig und stark zu werden, sich nicht einschüchtern zu lassen.**

**RL** | Eine Stärke gegenüber der nichtjüdischen Gesellschaft, aber auch den orthodoxen Kräften gegenüber, die sich erst noch an selbstbewusste Frauen in den jüdischen Gemeinden gewöhnen mussten?

**EK** | Ja, allerdings stand ich damit keineswegs alleine da. In den 90er Jahren bildeten sich überall in Deutschland *Egalitäre Minjanim*, in denen der jüdische Gottesdienst gleichberechtigt von Frauen und Männern gefeiert wurde. Wie tief die alten Bilder auch in mir festsaßen, merkte ich, als ich erstmals den *Egalitären Minjan* in Berlin besuchte und ganz irritiert Frauen sah, die, wie sonst nur die jüdischen Männer, öffentlich *Tallit* und *Kippa* trugen. Danach ging es dann ziemlich schnell und sehr konsequent weiter. Ein Berliner Kantor brachte mir bei, wie man öffentlich aus der Tora vorsingt. Immerhin hatte ich jahrelang den *Tanach* studiert und war inzwischen «bibelfest». Irgendwann sah ich mich in einem merkwürdigen Traum als Rabbinerin. Das Bild hatte mich regelrecht überumpelt und zugleich mit überwältigender Energie aufgeladen. Doch selbst da dachte ich noch nicht daran, selbst Rabbinerin zu werden.

**RL** | Stattdessen riefen Sie die *Bet Debora*-Initiative ins Leben ...

**EK** | Zwei Freundinnen und ich setzten im Mai 1999 ein Zeichen. Wir luden europäische Rabbinerinnen und Kantorinnen zu einer jüdisch-feministischen Tagung nach Berlin ein. Eine solche Tagung hatte es in Europa noch nie gegeben. Aber gab es überhaupt genügend Rabbinerinnen? Wir suchten und wurden in Budapest, in Paris und in Minsk fündig, zudem war da eine Rabbinatsstudentin in Prag, mehrere in England ... Sie alle kamen nach Berlin und mit ihnen 200 jüdische Frauen und Männer aus ganz Europa. Zusammen erlebten wir uns als neue Generation, die das moderne Judentum, samt der Gleichberechtigung der Frau, sechzig Jahre nach der *Schoa* wieder aufgriff. Wir nannten unsere Tagung *Bet Debora* – «Haus der Debora». Debora – die biblische Frauengestalt – war Prophetin, Richterin und Politikerin und schien uns eine geeignete Leitfigur für das Zeichen, das wir setzen wollten.

**RL** | War die Begegnung mit diesen starken Frauenpersönlichkeiten Anregung für die zukünftige Rabbinerin Elisa Klapheck?

**EK** | Nach der ersten *Bet Debora*-Tagung erhielt ich den Auftrag, ein Buch über Regina Jonas zu schreiben. Sie lebte in Berlin und wurde 1935 als weltweit erste Rabbinerin ordiniert. Auch sie wurde in Auschwitz umgebracht und geriet völlig in Vergessenheit. Nach der Wende entdeckte man ihren Nachlass in einem ostdeutschen Archiv. Darin fand sich auch eine bedeutende Arbeit «Kann die Frau das rabbinische Amt bekleiden?». Regina Jonas, deren Leben die Antwort auf diese Frage war, wurde über die Zeiten hinweg zu meiner Lehrerin. Ich fragte mich plötzlich selbst: «Was ist mit dir? Könntest du das rabbinische Amt bekleiden?» Ich hatte starke



www.urachhaus.com

336 Seiten, gebunden  
 € 24,- (D) / € 24,80 (A) / sFr 41,50  
 ISBN 978-3-8251-7579-5

Zweifel. War ich ausreichend religiös? Würde ich die jüdischen Gesetze halten und *koscher* leben können? Hätte ich die erforderlichen sozialen und seelsorgerischen Fähigkeiten? Ein Gespräch mit der Dekanin eines amerikanischen Rabbinerseminars gab dann den Ausschlag. Im Januar 2004 wurde ich ordiniert. Ironischerweise erhielt ich meine erste Anstellung in einer niederländischen Gemeinde, in dem Land, in das meine Großeltern geflüchtet waren. Heute bin ich die Rabbinerin des liberalen *Egalitären Minjans* in Frankfurt, der Stadt, in der ihre Flucht 1933 begonnen hatte – wieder hat sich ein Kreis geschlossen! ■



**Schoa:** Entrechtung, Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden durch den Nationalsozialismus.

**Rosch Haschana:** Jüdisches Neujahrsfest

**Jom Kippur:** Sühnetag, wichtigster Feiertag im jüdischen Jahr

**Talmud:** mündliche Lehre und dazugehörige Kommentare; neben der Hebräischen Bibel das zweite wichtige Werk für das Judentum.

**(Egalitärer) Minjan:** zehn Juden – das erforderliche Minimum, um einen gemeinschaftlichen jüdischen Gottesdienst zu halten. Im «Egalitären Minjan» sind Frauen und Männer gleichberechtigte Teilnehmer des Gottesdienstes.

**Tallit:** Gebetsschal

**Kippa:** Kopfbedeckung im Gottesdienst

**koscher:** rituell taugliches Essen

## Eine mystische Interpretation des Alten Testaments

«Die Kabbala ist kein abgeschlossenes Lehrsystem, sondern ein lebendiger, geistiger Organismus, der sich immer noch weiterentwickelt. Sie kann in unterschiedlichen Gestalten auftreten, von denen nur jene sich zu Unrecht zu ihr zählt, die von sich behauptet, die allein gültige zu sein.»

Rolf Umbach

Der Sohar, das Hauptwerk der Kabbala aus dem 13. Jahrhundert, wirft auf ungewohnte Weise Licht auf die bekannten Gestalten und Ereignisse des Alten Testaments. Er interpretiert sie häufig scheinbar gegen jegliche Vernunft und bringt die uns so vertraute Lesart gehörig ins Wanken.

Rolf Umbach vollzieht Schritt für Schritt eine Übersetzung der reichhaltigen Bilder und Symbole der jüdischen Geheimlehre in die Sprache unserer Zeit. Dabei eröffnen sich immer neue Einblicke, die in ungeahnte Tiefendimensionen führen können.